

Wiener Beitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 16. April 1835

46

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Abwärtsige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ueber doppelte und vielfache Fixsterne.

Von J. J. Littrow.

Die ungewöhnlich nahe bey einander stehenden Sterne, die man so oft antrifft, wenn man den Himmel mit einiger Aufmerksamkeit, besonders durch ein Fernrohr untersucht, sind erst in den neueren Zeiten der Gegenstand näherer Untersuchungen geworden und man hat an ihnen so viele interessante Eigenschaften gefunden, daß es wohl die kleine Mühe lohnen mag, die vorzüglichsten derselben hier kurz zusammenzustellen.

Ungleiche Verteilung der Sterne. Der erste Blick auf den gestirnten Himmel zeigt schon, daß die Sterne desselben nicht überall gleich dicht neben einander stehen. Im Allgemeinen drängen sie sich immer mehr, je näher man der bekannten Milchstraße kömmt, und in dieser Straße selbst stehen sie so dicht, daß man durch gute Fernröhre oft Hunderte, ja Tausende zugleich in dem Felde desselben erblickt. Aber außer dieser, dem ganzen Himmel gleichsam gemeinschaftlichen Anhäufung der Sterne in einer bestimmten Zone, gibt es in beynahe allen Gegenden desselben einzelne kleinere Gruppen, die durch die große Anzahl der Sterne, welche sie enthalten, selbst dem ersten Blicke schon auffallen. Solche Gegenden sind z. B. ein großer Theil des schönen Sternbildes Orions, die Leyer, die Pleiaden im Stier, die auch unter dem Namen des Siebengestirns oder der Gluckhenne bekannt sind u. a. m. Diese liegen enthalten auf dem kreisförmigen Raume von einem Grade im Halbmesser oder auf einer nahe viermal so großen Fläche als der Mond, einen Stern vierter, 6 fünfter, 5 sechster und 32 siebenter Größe, also 44 noch mit freyen Augen erkennbare Sterne. Für ein, nur mäßiges Fernrohr wird die Anzahl derselben noch um vieles größer.

Es ist aber äußerst unwahrscheinlich, daß diese stellenweise Anhäufung von Sternen bloß zufällig seyn und daß sie nicht irgend einen besondern Grund haben sollte. Man hat früher geglaubt, daß diese Nähe der Sterne bloß von ihrer Stellung gegen unser Auge komme, daß also die Sterne, obschon sie im Allgemeinen gleichmäßig am Himmel vertheilt sind, doch für uns zu-

weilen so hinter einander gestellt erscheinen, wie etwa die Bäume eines Waldes, von welchen uns auch diejenigen sehr nahe an einander erscheinen, die auf derselben Gesichtslinie, obschon vielleicht sehr weit hinter einander stehen. Allein diese Erklärung macht uns um nichts klüger; denn wenn diese Nähe der Sterne bloß in der optischen oder perspectivischen Stellung derselben gegen unser Auge liegen soll, so ist die eigentliche Frage, um die es sich hier handelt, warum diese optische Illusion gerade an diesen und zwar an so vielen Orten des Himmels, und an andern wieder gar nicht statt habe, noch immer ganz unbeantwortet. Wenn die Sterne in der That gleich oder auch nur beynähe gleich vertheilt seyn sollen, so müßten wir sie auch im Allgemeinen überall so sehen und dieß eben ist nicht der Fall. Man kennt z. B. ziemlich nahe die Anzahl der sämtlichen Fixsterne der siebenten Größe am Himmel. Wenn man nun die Wahrscheinlichkeitsrechnung darauf anwendet, so findet man, daß man viele Millionen gegen Eins wetten kann, daß die 44 Sterne der Pleiaden nicht wegen bloßen blinden Zufalls in einem so kleinen Raume bey einander stehen.

Offenbar ist es, je mehr solcher Sterne bey einander stehen, oder auch wenn es sich bloß um einige z. B. bloß um zwey Sterne handelt, je näher diese beyden Sterne an einander stehen, desto wahrscheinlicher, daß sie nicht ganz ohne Grund so stehen, und diese Wahrscheinlichkeit wird desto größer, je mehr solcher nahen Sternenpaare am Himmel gefunden werden.

Die Doppelsterne gehören zusammen. Nun gibt es aber eine sehr große Anzahl von solchen paarweise sehr nahe stehenden Sternen. Die Astronomen sind erst seit etwa fünfzig Jahre auf sie besonders aufmerksam geworden und haben demungeachtet schon über 6000 solcher Doppelsterne in ihren Catalogen verzeichnet. Die meisten derselben stehen so nahe an einander, daß sie nicht bloß für das unbewaffnete Auge, sondern selbst für mäßige Fernröhre nur als einfache Sterne erscheinen, und daß oft schon sehr gute Instrumente dazu gehören, ihre Duplicität zu erkennen. Wer kennt nicht das schöne Doppelgestirn der Zwillinge, die unter dem Namen des Castor und Pollux schon die ältesten Dichter so oft besungen haben. Der westliche und höher stehende ist Castor und der östliche, tiefere Pollux. Beyde Sterne sind nahe der zweyten Größe und stehen fast vier Grade, also wohl acht Durchmesser des Mondes, von einander ab. Diese zwey Gestirne sind also keine Doppelsterne in dem Sinne, wie wir dieses Wort hier brauchen wollen, da ihre Entfernung von einander zu groß ist, um diese Benennung darauf anzuwenden. Aber Castor für sich allein ist ein wahrer Doppelstern und zwar, wie wir weiter unten sehen werden, ein sehr merkwürdiger Doppelstern. Er besteht nemlich, wie gute Fernröhre zeigen, aus zwey Sternen, wovon der eine der dritten und der andere der vierten Größe ist, und die beyde nur fünf Secunden, das heißt, nur etwa den dritten Theil der Dicke eines gewöhnlichen Menschenhaares von einander entfernt sind. Ein anderer Doppelstern, ϵ in der Leyer, besteht aus zwey Sternen der 4. und 6. Größe, die nur 4 Secunden von einander abstehen. Bey dem Sterne γ auf der Brust des großen Löwen und bey dem Sterne ξ in der untersten Spitze des linken Hinterfußes des großen Bären ist diese Distanz der beyden Sterne nur 3 Secunden; bey η und σ der nördlichen Krone, bey ζ im Herkules und bey so vielen andern sogar nur eine einzige Secunde, so daß schon ein sehr vollkommenes Fernrohr dazu gehört,

diese äußerst nahen Sterne von einander getrennt zu sehen. Das enge Beyeinanderseyn dieser Sterne und die große Anzahl derselben macht es also äußerst wahrscheinlich, daß sie nicht bloß scheinbar für unser Auge so nahe stehen, während sie vielleicht in ungemessenen Entfernungen hinter einander sind, sondern daß sie in der That zusammen gehören, daß sie unter den übrigen einfachen Sternen ein Zwillingspaar bilden, das durch irgend ein uns noch unsichtbares Band zu einem gemeinschaftlichen Ganzen verbunden ist. Wir werden diese Meinung bald noch durch andere Gründe bestätigt, ja selbst über allen weitern Zweifel erhoben sehen.

Anzahl der Doppelsterne. Wir kennen jetzt, wie bereits gesagt, nahe 6000 dieser Sternpaare, wo die einzelnen Sterne von einer bis 32 Secunden von einander stehen, denn weiter als 32 Sec. von einander entfernte Sterne pflegt man, obgleich vielleicht mit Unrecht, nicht mehr zu den eigentlich zusammengehörenden Sternen zu rechnen. Unter diesen gibt es aber viele, bey welchen selbst der Hauptstern, der gewöhnlich der größere ist, noch sehr klein, etwa der 12. oder 15. Größe ist. Nach einem Überschlage, — denn von eigentlichem Zählen ist hier keine Rede mehr, — gibt es am Himmel gegen 240000 Sterne von der ersten bis zur 15. Größe. Dieß gäbe also auf je 40 Sterne einen Doppelstern.

Allein es ist auffallend, daß die kleineren, teleskopischen Fixsterne, also die von der achten Größe abwärts, immer seltener doppelt sind, je kleiner diese Sterne selbst sind. Von den kleinsten Sternen, deren Anzahl die der größeren bey weitem überwiegt, kann man, wie gesagt, auf je 40 einfache einen einzigen doppelten, also auf 1000 einfache 25 doppelte rechnen. Wenn man aber bloß die Sterne von der 6. bis 9. Größe zusammenzählt und diejenigen unter ihnen heraus sucht, die doppelt sind, so findet man, daß unter diesen Sternen schon von je 25 einer doppelt ist, daß also 1000 solcher Sterne schon 40 doppelte geben. Noch größer wird das Verhältniß bey den Sternen der 1. bis 6. Größe, denn da findet man unter je 1000 solcher Sterne schon 100 doppelte. Dieser sonderbare Unterschied zwischen den größeren und kleineren Sternen rührt vielleicht, zum Theil wenigstens, davon her, daß die kleineren Sterne größtentheils auch die entfernteren sind und daß wir daher bey den meisten derselben ihre Begleiter, die gewöhnlich kleiner sind, nicht mehr sehen.

Merkwürdiger ist noch das Verhältniß der Anzahl der engeren Doppelsterne zu den weiter entfernten. Man sollte glauben, die letzteren müßten auch die am häufigsten vorkommenden und die engsten zugleich die seltensten seyn. Es ist aber gerade umgekehrt; unter den bisher beobachteten 6000 Doppelsternen gibt es nahe 1400 von den weitesten, deren Distanz nemlich zwischen 16 und 32 Secunden ist. Von den engeren, deren Abstand zwischen 8 und 16 Secunden ist, gibt es 1300 und nahe eben so viele von den noch engeren zwischen 4 und 8 Secunden. Aber von den engsten, deren Distanz noch unter 4 Secunden ist, kennt man beynah schon volle 2000. Diese Verhältnisse sprechen neuerdings dafür, daß die Doppelsterne nicht bloß scheinbar, optisch doppelte Körper, sondern daß sie wahrhaft physisch doppelt seyn müssen; denn wenn diese Duplicität nur von der Stellung derselben gegen unser Auge abhängig wäre, so müßten die weiteren Doppelsterne die zahlreichsten und die engeren die seltensten seyn, wovon aber in der Natur gerade das Gegentheil statt findet.

Verschiedenheit der Doppelsterne. Ich spreche hier zuerst nur von dem Unterschiede derselben in Beziehung auf ihre scheinbare Größe. Meistens ist der eine der beyden Sterne viel größer als der andere. So ist z. B. bey dem, Jedermann bekannten Polarstern der größere der 2., und der kleinere, 20 Secunden von ihm entfernte, nur der 10. oder 12. Größe. Bey α Cassiopeiae sind die beyden den Doppelstern bildenden Sterne der 3. und 10., bey γ Rigel oder β Orionis der 1. und 11., bey δ Zwillinge der 3. und 13., bey γ Herkules der 4. und 15. Größe u. s. f. Von diesen mag es nun immer möglich seyn, daß wenigstens einige nur optisch doppelt sind, oder daß der eine derselben nur deshalb so klein erscheint, weil er so viel weiter, als der andere, von uns entfernt ist. Allein es gibt noch sehr viele andere Doppelsterne, die nahe gleich groß sind, und bey diesen kann jene Vermuthung nicht mehr gut statt haben, besonders wenn, wie es oft der Fall ist, beyde Sterne zugleich zu den größeren gehören. Hieher gehört γ im Widder, wo beyde Sterne der 5. Größe sind; bey dem schon erwähnten Castor sind sie der 3. und 4., bey γ Jungfrau der 3. und 3., bey ζ Wassermann der 4. und 4. Größe u. s. f. Auch dieß spricht daher für ein Zusammengehören dieser Sterne, besonders wenn diese größeren Sterne fast gleich groß und überdieß noch ungemein nahe bey einander sind, wie bey Castor, γ Jungfrau, γ Löwe u. s. w.

Progressive Bewegung der Doppelsterne. Es ist bekannt, daß die sämtlichen Fixsterne des Himmels diesen Namen nur uneigentlich tragen und daß auch nicht ein einziger, derselben in der That fix am Himmel steht. Sie ändern alle ihren Ort, zwar sehr langsam, aber doch so, daß man am Ende eines Jahrhunderts sie schon merklich von ihrer frühern Stellung gerückt sieht. Die Folge davon wird seyn, daß nach vielen Jahrtausenden die Sternbilder alle unter einander verschoben seyn und daß der ganze Himmel eine veränderte Gestalt haben wird.

Allein wenn dieß so ist, so sind ja wohl schon die meisten jener Doppelsterne erklärt und unsere vorhergehende Hypothese fällt in ihr Nichts zurück. Wenn die Sterne am Himmel wandern, nach allen Richtungen hin und wieder gehen, so kann es ja wohl nicht anders kommen, als daß sie sich auch oft scheinbar, wenigstens für unser Auge, begegnen und, eine Weile bloß, doppelt erscheinen. Diese Weile mag immerhin mehrere Jahre, ja selbst Jahrhunderte betragen, dort oben mißt man aber nicht mit unserem kleinen, menschlichen Maße, sie wird doch endlich auch vorübergehen und mit unseren Doppelsternen wird es nichts mehr seyn. Sie sind dann bloße ephemere Erscheinungen, sie werden aufhören, doppelt zu seyn, und andere werden an ihre Stelle treten, um auch wieder aufzuhören, wenn an sie die Reihe kömmt u. s. f.

Allein dieß verhält sich nicht so. Zwar sind auch die Doppelsterne, so wenig als die einfachen, fest am Himmel, aber, was äußerst merkwürdig ist, wenn einer derselben sich nach einer gewissen Gegend des Himmels und mit einer gewissen Geschwindigkeit bewegt, so thut der andere genau dasselbe und die Folge davon ist, daß sie, wohin sie auch mit der Zeit gerathen mögen, immer beysammen, immer Doppelsterne bleiben. Der Doppelstern γ Löwe bewegt sich auf diese Art während eines Jahrhunderts durch 28, n Cassiopeiae durch 180, p Dphiuchus durch 111 Secunden u. s. f. Der vorlehte hat also seit Ch. G. schon über einen Grad in Rectascension einen Weg von vielleicht vielen Billionen Halbmesser der Erdbahn zurückgelegt, aber sein

kleiner Begleiter hat ihn auf diesem Wege keinen Augenblick verlassen, und er ist noch derselbe Doppelstern, der er vor 2000 Jahren war.

Unter allen Sternen des Himmels hat der, welcher unter der Benennung 61 Schwan bekannt ist, bey weitem die größte eigene Bewegung. Man findet diesen Stern der 6. Größe nahe in der Mitte zwischen den beyden ν und τ des Schwans im östlichen Flügel desselben. Er bewegt sich während eines Jahrhunderts durch 503 Secunden Rectascension und 340 Secunden in Declination, also überhaupt im Raume durch 607 Secunden, folglich seit dem Anfange unserer Zeitrechnung über drey volle Grade oder sechsmal so viel, als der Durchmesser des Mondes beträgt. Und dieser merkwürdige Stern ist ein Doppelstern, und sein Begleiter blieb ihm treu von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Bedürfen wir nun wohl noch anderer Beweise, daß diese Doppelsterne in der That zusammen gehören, daß sie eigene, abgesonderte Systeme am Himmel bilden und daß sie durch ein besonderes Band an einander geknüpft sind? — Aber auch noch diese weiteren, treffenderen Beweise sollen nicht fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittelalter.

Lächle du der Väter Taaen,
Armes, klügelndes Geschlecht!
Und mit schläfrigem Behagen
Hörche du den Wunderfagen
Von dem Glauben, von dem Recht,
Von dem ächten Ritterfinn,
Von der Liebe, vom Entsaen,
Von der Treue, von dem Wagen: —
Hörche zu — und wecke hin!

Ernst Freyherr v. Feuchtersleben.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Februar 1835.

Das Orchester spielt einen Contretanz; unter dem Balancé geht der Vorhang auf. Saturnus steht vor uns im blauen Wamms, mit kurzen Hosen, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, einer Glase und einem weißen Barte. Der Schauspieler, der den Saturn macht, spielt gewöhnlich die Niais. Diese Karrikatur des schrecklichen Gottes hat etwas Schauderhaftes. Der Contretanz spielt fort, Saturn singt ein Couplet und knallt mit der Peitsche: „Holla he! ist Niemand zu Hause? wo steckt Ihr, Monsieur Sylvester?“ Monsieur Sylvester erscheint in langen Samaschen und einem kümmerlichen grünen Fräcken auf der kümmerlichen Gestalt. Die beyden Alten führen ein gar possirliches Gespräch: „Ihr habt in der That viele Feinde,“ sagt unter andern Hr. Sylvester, „aller Orten heißt es, wie fangen wir es an, um die Zeit zu vertreiben, um die Zeit zu tödten.“ Saturnus: „Ich vertreibe ihnen das Zeitvertreiben, ich tödte sie; ich hole sie alle.“ Nun kommt eine hübsche, junge Dame hereingehüpft in einem rosafarbenen Peignoir, frisch, blühend; es ist Frau 1835; ein altes verschrumpftes Mütterchen, Madame 1834, läßt ihr durch Hrn. Sylvester ihre Nachlassenschaft anbieten. Nun beginnt die große Revue: Zuerst tritt Hr. Piston auf, der Erfinder der Concerte im Freyen; dann die Bons espagnols, nemlich das Anleihen Guebard und die Bons der Cortes; vier Spanier, die auf der Zither spielen, und so oft man Geld von ihnen haben will, nichts antworten als: „l'honneur Castillan,“ eine ächt aristophanische Scene; ferner der Ambitieux aus dem Théâtre français (Hr. Scribe) als Académicien auf einem Sessel schlummernd. „Ihr glaubt, daß er schläft?“ sagt Hr. Sylvester zu 1835, „er hat zwey bis drey Lustspiele in der Arbeit, ein halbes Duzend Vaudevilles und zwey Libretti für die große Oper; wenn er aufwacht, ist alles fertig.“ Dann kommt der „ewige Jude“ und „Moses“ (von Chateau-

hriand), den die Tochter Pharaos aus dem Nil gerettet, und der im Odeon Schiffbruch gelitten, und die Publications pittoresques, als weiß gekleidete Mädchen, lauter erste Lieferungen u. s. w. Durch alles dies sprühen die Wisfunken und Knallen die hon mots fort und fort. Es schlägt zwölf Uhr, Saturn verißt den Monsieur Sylvestre in die Waden, dieser gibt Frau 1834 den Arm und die Herrschaften ziehen ab. Eine sehr ergötzliche Figur haben wir vergessen, es ist ein Trödelsändler, derselbe, der dem Theater der Gaîté die Leiter des Latude verkauft hat; er besitzt ein ganzes Packet Lehter Federn von Voltaire, fünf Schädel von demselben, zwanzig Dosen vom großen Friedrich, der bekanntlich aus der Westentasche schnupfte &c. Diese tolle, wihige und mitunter tief verwundende Jahresrevue machte gleich bey ihrem ersten Erscheinen so entschiedenes Glück, daß die übrigen Bühnen es nicht für rathsam hielten, mit ihr zu concurriren. Das Stück heißt „1834 et 1835,“ ist von Théaulon und ward auf dem Theater des Palais-royal gegeben.

Das Vaudevilletheater gibt ein Vaudevillie von demselben Dichter: „Claude Bé- lissan.“ Das Vaudevillie ist ein ächtes Nationalproduct und als solches besitzt es eigen- thümliches Leben; Hunderte von Vaudevilles werden hier Jahr aus Jahr ein gegeben, täglich kommen neue auf die Bretter und manche darunter sind Meisterstücke. Freylich nimmt es alle Gestalten an, von der Karrikatur, von der Charge, wie die Franzosen sagen, bis zum Drama; es lacht und mordet, singt Gassenhauer und Romangen, de- clamirt wie ein römischer Imperator aus dem classischen Repertoire, und geberdet sich, als käme es eben aus dem Narrenhause. Im Gymnase ist es vornehm, gepuht, und weint und jammert meist, daß, zumal im letzten Aufzuge, des Nasenschneuzens kein En- de ist. Im Vaudevilletheater ist es meist eine tolle Hanswurstaade. Hier ist Arnal der Matador; Arnal mag wohl in seinem Leben nicht geweint haben. Claude Bé- lissan eignet sich so ganz für sein verbes, gesundes, für sein Frescotalent. Claude Bé- lissan ist Schreiber bey einem Huissier; seine Geliebte läßt ihn sitzen und wirft sich einem reichen Bankier in die Arme; die Bedienten des Bankiers prügeln Bélissan, er wird Misanthrop und entflieht in die Südsee. Ein Sturm verschlägt ihn auf eine Insel. Hier schüttelt er die letzten Bande der Civilisation ab; er wirft Rock und Ho- sen von sich und will sich fortan wie der Apollo vom Belvedere tragen; seine Cravatte von Erminolin behält er aber, um kein Halstuch zu bekommen. Auf der Insel trifft Bélissan zwey Landsteute, Monsieur Frequet, Tanzmeister und Minister des öffentlichen Unterrichts, und Monsieur L'Éminé, Koch und Minister des Hauses. Ihr Souverän ist Soakan-Mangarou, ein Menschenfresser. Bélissan soll an den Spieß, die Tochter des Königs bittet sich die Ohren aus. Mittelft einiger Flaschen Champagner, die Bélissan vom Schiffbruch gerettet, macht er die wilde Majestät betrunken und entkommt glücklich mit seiner frühern Geliebten, Nanette, die zufällig auf dieselbe Insel gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Den 4. April: „Der Barbier von Sevilla.“ Dlle. Jazedé, Schülerinn der Mad. Czegka-Auerhammer, machte in der Parthie der Rosine ihren ersten thea- tralischen Versuch.

Eine klangvolle, ziemlich kräftige, in den Mitteltönen sehr angenehme, in der Höhe ausgezeichnete Stimme, treffliche Methode, Volubilität, geschmackvolle Coloratur, Sicherheit in der Intonation und bedeutende Bravour sind Vorzüge, die man bereits an der jugendlichen Debutantinn in mehreren Concerten beyfällig anerkannt hatte, und ihr Erscheinen auf der Bühne war daher gewiß von nicht geringem Interesse. Der dramatische Vortrag macht ganz andere Forderungen als je-der im Concertsaal, und wir haben der Bespiete, wo bedeutende Sängerrinnen, welche aus dem Salon auf das Theater tretend, ganz andere Wirkung machten, als man erwartet hatte; bey Dlle. Jazedé war dieß nicht der Fall und ihr Debut von dem glänzendsten Erfolge begleitet. Ein verzeihliches Bangen legte zwar anfänglich ihr glückliches Talent in Fes- seln; doch der verdiente stürmische Beyfall des Publicums siegte bald über jene Be- fangenheit, und Dlle. Jazedé entwickelte mit der siegreichsten Kraft alle Vorzüge, welche ihr schon jetzt den Namen einer begabten Sängerrinn sichern. Der Applaus blieb

sich von Nummer zu Nummer gleich, hatte nach der Cavatine und nach den beyden Einlagen, dann bey den Ueberschlüssen lärmendes Vorrufen zur verdienten Würdigung, und gewiß war das ganze Publicum darin einstimmig, *Mlle. Jazedé* werde für das Opernpersonal des Josephstädter Theaters eine treffliche Acquisition seyn. Spiel und Prosa waren ebenfalls recht entsprechend, und wenn die hoffnungsvolle Sängerin gelernt haben wird, ihre Stimmenmasse nach dem Bedürfnis ihrer Umgebung zu berechnen, um auch für das Ensemble auszureichen, dürfte sie bald zu den Zierden der Josephstädter Oper gezählt werden. Hr. *Kreipl* gab diesmal den *Almaviva* etwas besser, doch faßt er seine Parthe noch immer nicht genügend auf — die Serenade sang er übrigens wunderschön. Die übrigen Darsteller schienen heute etwas zu outriren und das ist allezeit vom Übel. Sonderbar kam es uns vor, daß beynähe die Hälfte der Musikstücke mit italienischem Texte gesungen wurde; dies Idiom mag ohne Zweifel singbarer seyn; aber die dramatische Wahrheit kann dabey unmöglich gut fahren; besonders widerwärtig nimmt es sich aus, wenn *Figaro* von *Rosinen* sagt: *Che bestia etc.* Das Haus war gut besetzt und die Aufnahme der Vorstellung sehr günstig.

Am 9. April zum ersten Mal: „*Melusina*.“ Romantische Zauberoper in drey Aufzügen von *Grißparzer*. Musik vom Capellmeister *Conradin Kreuzer*.

Das Buch dieser Oper, ursprünglich zur Composition für den großen *Beethoven* bestimmt, ist nachmals gedruckt worden, und Hr. *Kreuzer* setzte nun aus freyer Wahl die Musik dazu, welche wir am obengenannten Abende zu hören bekamen. Unseres Erachtens eignet sich die Dichtung unseres ausgezeichneten vaterländischen Genius, wiewohl die Abstraction darin wohl fast zu sehr vorwaltet, um die Erkennung der Grundidee, wenigstens dem größeren Publicum, zugänglich zu machen, recht sehr zur musicalischen Interpretation. Hr. *Kreuzer* hat sich durch mehrere schätzbare Arbeiten einen vortheilhaften Ruf erworben, namentlich hat diesen seine Musik zum „*Nachtlager in Granada*“ wohl verdient; indessen mag die Composition der „*Melusina*“ vielleicht einer frühern Epoche angehören und dann ist es immer ein Wagnis, bleibt wenigstens immer eine Art von Rückschritt, wenn man einer Leistung, die aus späterer Reife hervorgegangen, eine solche folgen macht, deren Entstehung sich auf frühere, minder consolidirte Kunstansichten gründet. Die heutige Oper ist nicht ohne Werth, nicht ohne Einzelheiten, welche für die tüchtigen contrapunctischen Kenntnisse des Autors Bürgschaft leisten; allein es gebricht ihr im Ganzen jenes belebende Etwas, das einer Kunstschöpfung am wenigsten fehlen darf, jener Funke der Gottheit, den man Begeisterung nennt und dessen Wirkungen wieder begeisternd sind, weil er die höhere Sendung des Künstlers bethätigt und sie dem Hörer oder Zuschauer oder überhaupt dem Genießenden eintauscht macht. Die Musik zur „*Melusina*“ läßt kalt, ist außerdem etwas schleppend, monoton und nicht völlig frey von fremden Anklängen; der Charakter des Märchens verlangt eine ganz andere Auffassung und Darstellung, als wir sie hier trafen, und wenn gleich in der Instrumentirung manches Gute geleistet wurde, so trat doch nirgends eine höhere Bedeutung, ein von wahrer Weihe zeugendes Ausströmen poetischer Gedankenfülle hervor; die Composition erscheint mehr wie ein Pensum, denn als die Frucht genialer Inspiration, von welcher erst einem Kunstzeugnisse sein Werth kommen kann. Auch die Parte der Sänger und Sängerinnen sind nicht dankbar, wenigstens bieten sie keine Gelegenheit, sich hervorzuthun — lauter Umstände, welche als minder glücklich anzusehen sind, wo ohnehin schon von Vorne herein keine glänzende Constellation waltete. Dessen ungeachtet war die Aufnahme der Oper eben nicht mißfällig, nur daß das Repertoire kaum dadurch bereichert worden seyn möchte. Die beschäftigten Opernindividuen gaben sich alle Mühe, ihren Stellungen Genüge zu leisten; es gelang nur der trefflichen Gastspielerin *Mad. Kraus-Wranitzky* und dem verwendbaren *Hrn. Illner*, ihrem Streben Geltung zu verschaffen; die erstere kann man füglich als den Glückstern der Novität betrachten, denn sicher gestaltet sie ihren Part über jede Erwartung, vielleicht selbst über jene des Compositeurs. Hr. *Kreipl* war nicht gut disponirt, Hr. *Mellinger* und *Mlle. Segatta* (letztere ebenfalls als Gast) waren wenig beschäftigt. Übrigens muß man mit gerechtem Lobe die höchst anständige Weise anerkennen, in welcher „*Melusina*“ von Seite der Direction ausgestattet erschien; dies zeigt von großer Achtung des Publicums und der Kunst und wird, so hoffen wir, seiner Zeit Lohn und Würdigung finden. Der brave Decorateur, *Hr. Reefe*, dessen Benefice auf diese Oper fiel, hatte ein paar schöne Cortinen ge-

malt, von denen besonders der Seespiegel mit dem Mondesaufgange auszuzeichnen ist, nur kamen uns die Wolkenabschnitte etwas zu scharf vor. Die Vorstellung war sehr besucht.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 11. April zum ersten Mal: „Der Sturm auf Panama, oder der Taubstumme (!) aus Liebe.“ Romantisches Schauspiel in drey Aufzügen.

Madame du Glas hat einmal dem Grafen von Montenero Rache geschworen, weil er ihren Vatten und Sohn als Empörer hatte hinrichten lassen. Sie raubte ihm seinen Sohn, und erzog ihn im Hasse gegen jenen, welcher inzwischen Gouverneur von Panama geworden war, verbindet sich mit den Flibustieren, um des Nachts die Stadt einzusichern, den Grafen zu tödten und ihm dann sagen zu können: Siehe, das habe ich durch deinen eigenen Sohn gethan. Eugen, so heißt der junge Montenero, hat aber einmal ein Harfenmädchen vor Beschimpfung gerettet, diese weiß nun den geheimen Plan und will den Jüngling retten, für den sie Liebe fühlt. Sie tritt nun als Taubstumme in seine Dienste (Schade, daß sie sich nicht auch das Gesicht schwärzte, denn der Titel: „Der taubstumme Mohr aus Liebe“ wäre noch brillanter gewesen), verlegt sich aufs Briefeschlefen und mit Pistolen drohen und setzt den Gouverneur von der bevorstehenden Katastrophe in Kenntniß. Natürlich werden nun die Flibustier übel empfangen, und Eugen soll bereits verhaftet werden, da rettet ihn der Taubstumme. Man hat nemlich einmal vom gelben Fieber gesprochen, und der Rettungengel gibt nun vor, Eugen habe diese Krankheit, worauf alles scheu entweicht und er nach dem Gebirge gebracht wird, um daselbst zu gesunden. Inzwischen geschieht ein Flibustier den Raub des jungen Montenero durch die du Glas, und der Gouverneur eilt fort, um seinen Sohn zu holen. Es dauert zwar noch einige Scenen, bis er ihn findet; allein zuletzt findet er ihn dennoch und gibt ihm die Harfenrinn zum ehelichen Gespons.

Der ungenannte Verfasser dieses Stückes nannte sein Product wohl nur schalkhaft ein romantisches Schauspiel, es ist unverkennbar eine Parodie — die Scene mit der Pistole, dem Schlaftrunk, den Dieben, mit dem gelben Fieber, mit der brennenden Hütte und dem köstlichen Wiederfinden, Erkennen &c. beweisen, daß der Verfasser die romantischen Schauspiele dieses Theaters persifliren wollte — es ist ihm in hohem Grade gelungen, nur der Dialog hätte eine Stufe tiefer herabsteigen und die Hauptrollen durch die H. Scholz und Nestroy besetzt werden müssen, während diesmal die H. Bosard und Gämmerler, Mad. Fischer und Dlle. Planer sich vergebens abmühten, den rechten Ton zu treffen. — Das Publicum indessen fand ihn sogleich heraus, und ergöhte sich baß an der Novität. Der Beneficiant, Hr. Werle, hatte übrigens nur ein kärglich besetztes Haus.

B e r i c h t i g u n g .

In unserm letzten Blatte Nr. 45, Seite 361, Zeile 27 v. o. bitten wir Palnatoße statt „Paraglotte“ zu lesen.

M o d e b i l d X V I .

Oberkleid von Pondichery, nach einem Original von J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der schwarze Strohhut mit Crepp gepußt, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.